

MICHAEL FRANK KROMAREK

KunstGeschichten

- 12 Erzählungen, ernst und heiter -

für Angelika

Nichts ist so überraschend wie die Kunst -
man muss mit Allem rechnen.

Die Welt der malenden Künstler ist ein selbstständiger Kosmos, bevölkert von Individuen, deren Denken und Handeln eigenen Vorstellungen, Überzeugungen und Regeln folgt. Vielleicht ist sie nicht die beste aller Welten, aber mit Sicherheit eine der interessantesten.

Die „Kunstgeschichten“ führen in diese Welt hinein und machen sie uns wenigstens teilweise verständlich.

Fast alle haben einen realen Bezug.

.

Frust

Peter war ein Kriegskind. Als die Russen seinen Vater abholten, war er kaum ein Jahr alt. Elf Monate später war der Vater tot.

Das Glück wollte es, dass seine Mutter fünf Jahre später einen Mann kennen lernte, der sie trotz ihrer drei Kinder heiratete. „Vati“, wie die Kinder ihn nannten, hatte einen Bruder. Der war pensionierter Lehrer und lebte in Paderborn. In seiner kleinen Wohnung unter dem Dach hatte er sich ein Atelier eingerichtet, in dem er täglich malte.

Wenn Peters Familie sonntags zum Onkel fuhr, traf sie ihn fast immer vor seiner Staffelei an. Mal malte er eine Heidelandschaft, mal den Paderborner Dom. Wenn er im Lexikon entsprechende Abbildungen fand, auch schon einmal eine Rotte von Wildschweinen im Schnee. Er verkaufte gut.

Im Atelier roch es nach Terpentin und Ölfarben. Vor der Staffelei stand ein großer Ledersessel, der dem Ganzen eine gewisse Gemütlichkeit verlieh.

Wenn der Onkel malte, war es fast still im Raum. Nur das matschende Geräusch vom Mischen der Farbe auf der Palette, das Kratzen des Spachtels auf der Leinwand und sein leises Vor-sich-hin-Brubbeln, mit dem er sein Schaffen kommentierend begleitete, ergänzten die Stille.

Peter liebte diese Atmosphäre und beschloss, eines Tages Maler zu werden. Zur Konfirmation bekam er die erste Staffelei und einen Malkasten mit zehn Tuben Ölfarbe.

Sein erstes Werk war ein Tulpenstillleben, steif und ungelent. Dennoch löste es wohlwollende Bewunderung aus, die zu weiteren Bildern ermutigte.

In der Stadt gab es ein Einrichtungshaus, das auch Ölgemälde – passend zu Sofa, Glastischchen und Porzellan – anbot. Die Gemälde waren groß und gespachtelt. Sie gefielen Peter. Er stellte sich vor das Schaufenster und zeichnete sie ab. Dann malte er sie nach und verkaufte sie. Die Bilder waren nicht ganz so gut wie die im Schaufenster, dafür für die Nachbarschaft aber wesentlich preisgünstiger. Nach und nach entwickelte Peter einen richtigen Handel mit ihnen. Die Preise berechnete er nach dem Verbrauch an Farbe, wobei er den Käufern auch schon einmal eine zusätzliche Tube Weiß oder Rot unterschob.

Im Kunstunterricht der Schule gab es Begabtere als ihn. Es fiel ihm nicht leicht, sich das einzugestehen. - Ein Bild, mit dem er den Kunsterzieher von seinem Talent überzeugen wollte, war eine Kopie von *Feiningers* „Dom zu Halle“. Peter hatte es in dem Glauben gemalt, kein Mensch werde die Kopie erkennen. In *seiner* Familie jedenfalls war *Feiningers* völlig unbekannt. Warum sollte der Lehrer ihn kennen?

Der Feinginger überzeugte den Lehrer nicht.

Nach dem Abitur entschied Peter sich für ein Studium der Kunstgeschichte. Es faszinierte ihn, in dem Leben der Großen der Malerei zu forschen, zu verstehen, warum sie was wie gemalt hatten. Als *Vati* ihn eines Tages fragte, was er mit diesem Studium später anfangen wolle, wusste er allerdings keine rechte Antwort. Also wechselte er zu den Rechtswissenschaften und wurde Jurist, Anwalt – zur Beruhigung der ganzen Familie.

Der Malerei blieb er treu. Er verdiente Geld genug, alles zu kaufen, was er brauchte. Wo immer er wohnte, richtete er sich ein Atelier ein - das dem des Onkels frappierend glich. Wenn seine Frau ihn suchte, fand sie ihn mit Sicherheit vor der Staffelei.

Zuerst kauften die Mitarbeiter der Kanzlei eine Serie von Aquarellen, dann ein Mandant das erste Ölbild, ein anderer das nächste ... und so fort. Der Bürgermeister bot ihm das Rathaus zur Ausstellung an, der Friseur seinen Salon. Schließlich reihte sich eine Vernissage an die andere. Peter verkaufte – nur zufrieden war er nicht. Keines seiner Bilder war ein Geniestreich, nicht eines erreichte auch nur annähernd die Qualität der Werke, mit denen er sich im Studium oder in den Museen dieser Welt befasst hatte.

Mit fünfundfünfzig Jahren beschloss er, seine berufliche Karriere zu beenden. Am Geld fehlte es nicht. Er kaufte ein Haus auf dem Lande – und richtete sich ein großzügiges Atelier ein. Er malte und malte und malte.

Er verkaufte weit mehr Bilder als viele seiner neuen Freunde und Malerkollegen, doch *das* große Werk gelang ihm noch immer nicht.

Es vergingen mehrere Jahre. Die Zahl seiner Bilder wuchs. Das Atelier war voll, die Lager quollen über. Im eigenen Haus hatte er mehr als zweihundert Bilder aufgehängt. Besuche bei Freunden führten ihn als Erstes stets vor eines seiner Werke - im Wohnzimmer, in der Küche, selbst auf den Toiletten. Sein Oeuvre umschloss ihn wie die Ranken des Kürbis im Märchen von *Cinderella*.

Es war an einem Freitag. Peter war früher als sonst aufgestanden. Seine Frau schlief noch.

Peter zog sich seinen Malkittel an und ging ins Atelier.

Er stellte alle Bilder zusammen, bildete große Stapel – nach Formaten geordnet. Es waren über dreihundert Stück. Dazu legte er vier große Mappen mit Aquarellen, Zeichnungen, Ölkreiden, Pastellen.

Dann schleppte er alles zu seinem Wagen.

Auf der Deponie war es zu dieser Zeit noch leer.

Peter stellte sein Fahrzeug neben den Container, mit der Aufschrift: „Abfälle jeder Art“.

Dann öffnete er den Kofferraumdeckel - und warf alles hinein.

Der Code

Wer in Frankreich als Maler seinen Wert haben will, muss einen *Code haben*. Ein *Code* ist – kurz gesagt – der Kaufpreis eines Bildes, den dieses auf einer anerkannten Auktion schon einmal erzielt hat. Er bestimmt den Wert des Künstlers auf dem Kunstmarkt.

Pierre Benet hatte es in der Schule nicht weit gebracht. Mathematik und Sprachen waren ihm ein Rätsel geblieben, Zeichnen und Malen hingegen seine ganze Stärke.

Mit vierzehn verließ er die Schule und begann eine Lehre als Möbeltischler. Doch er wollte mehr als nur hobeln und schleifen. Von jedem Möbel, das er anfertigen sollte, zeichnete er zunächst ein Bild, das fast noch treffender und schöner war als das fertige Werk. Seine Begabung lag einfach woanders.

Pierre entschloss sich, das zu seinem Beruf zu machen, was ihm eigentlich lag: das Zeichnen und das Malen. Er sagte seinem Meister adieu und ging nach Paris.

In der *Rue Saint Martin* – unweit vom *Boulevard Montparnasse* – fand er ein Zimmer. Das war eng, kalt und kaum möbliert, aber von dem, was Pierre nachts in einer Bar als Gläserwäscher verdiente, bezahlbar. Essen und Trinken finanzierte er mit ein paar flott hingeworfenen Skizzen von Passanten oder Touristen in den Cafés seiner neuen Heimat.

Bald bewarb er sich an einer der privaten Akademien, die in Paris neben der offiziellen *Ecole des Beaux Arts* betrieben werden. Seine Skizzen und Zeichnungen überzeugten. Problemlos wurde er aufgenommen.

Doch sein Zimmer war kälter und dunkler als es ihm im Sommer erschienen war. Zudem wurde der Winter besonders hart. Es regnete, schneite, fror. Der Ofen brannte nicht richtig, das Wasser im Hahn gefror. Pierre wurde sehr krank. Aus einer Erkältung entstand eine Grippe, aus der eine Lungenentzündung. Pierre verlor an Kraft und Zuversicht. So ging es zwei lange Winter. Es gelang ihm nicht, einen nachweisbaren Abschluss an der Akademie zu erreichen.

Er entschied sich, in die bretonische Kleinstadt am Meer, aus der er gekommen war, zurückzukehren.

Dort suchte man Gehilfen auf den Fischerbooten. Pierre überwand die Seekrankheit und half. Ohne Mietzahlungen im ererbten Haus der Eltern und mit dem Lohn auf dem Boot hatte er genug Geld, sich die notwendigen Farben und Leinwände zu kaufen, um das auf dem Meer beim Fischfang Erlebte in aussagestarken Bildern festhalten zu können.

Er malte, wann immer er konnte. Sein *Oeuvre* wuchs.

Als er eine ausreichend große Sammlung von Bildern beisammen hatte, begann er, die Galerien der Stadt, der Nachbarstadt und deren Nachbarstadt abzuklappern - jede, von der er glaubte, sie passe zu seinen Bildern. Aber jedes Mal, wenn es nach anerkennenden Worten der Galeristen zum Schwur kam, man ihn fragte, ob er schon eine Ausstellung vorweisen könne

oder gar einen *Code* habe, musste er passen und sich wie ein begossener Pudel aus der Galerie schleichen.

Pierre hatte schon viel von dem großen, bedeutenden Kunst-Auktionshaus in Brest gehört. Vier Mal im Jahr wurde dort zeitgenössische Malerei versteigert. Pierre kannte die Kataloge, die Mindestgebote, die endgültigen Verkaufspreise. Er war erstaunt, wer da alles vertreten war und was zu welchen Preisen gehandelt wurde. Teilweise fand er die Bilder so schlecht, dass er beim Betrachten der Kataloge fast wütend wurde.

Die Winterauktion stand an. In den Galerien und renommierten Geschäften seiner Stadt lagen die neuesten Kataloge aus.

„Vorbesichtigung am 12. Dezember“, hieß es dort, „von 11 bis 18 Uhr“.

Pierre nahm eines seiner Bilder, eine Hafenszene, schlug es in Noppenfolie ein, wickelte es in buntes Geschenkpapier und fuhr nach Brest.

„Das können Sie nicht mit in den Saal nehmen!“, schnauzte ihn die Dame am Eingang zum Auktionshaus an. „Das muss draußen bleiben!“

Pierre blieb ruhig vor ihr stehen. „Keine Sorge, Madame, das ist keine Bombe! Nur ein *LEGO* – Baukasten für meinen Neffen. Ich kann das Paket nicht vor der Tür lassen. Mein Neffe wäre untröstlich, wenn er es nicht zum Geburtstag bekäme“, log er. „Ich werde das Paket wie meinen Augapfel hüten und nirgendwo anstoßen. Ich passe auf. Keine Angst! Ich liebe Bilder. Ich wäre der Letzte, der sie beschädigen würde!“

„Na, gut“, knurrte die Dame, „aber nur, weil ich jetzt Ablösung habe und keine Zeit, mich mit Ihnen auf einen Disput einzulassen. – Nun gehen Sie schon!“

Pierre wanderte aufmerksam durch den Ausstellungsraum und betrachtete die an den Wänden hängenden Exponate. Langsam näherte er sich dem Tisch des Auktionators, der mit einer grünen Filzdecke zugehängt war. Pierre schaute sich vorsichtig im Saal um. Als niemand ihn beobachtete, drängte er sich hinter den Tisch, riss die Verpackung seines Bildes auf und stopfte sie darunter. Dann hielt er sein Werk mit ausgestreckten Armen von sich weg, so, als betrachte er es mit dem Interesse eines möglichen Käufers und hängte es neben vier andere Bilder an eine Stellwand, an der just ein entsprechender Platz frei war.

Einer der Aufseher drohte von Ferne mit dem Finger: „Bitte, nicht berühren, nur betrachten! Abnehmen dürfen Sie ein Bild erst, wenn Sie es erworben haben – ja?!“

Pierre winkte verständnisvoll zurück: „Natürlich, pardon! Ich fand nur dieses Bild so beeindruckend, dass ich es einfach von Nahem betrachten musste.“

Pierre hatte den Versteigerungskatalog genauestens studiert. Die Nummerierung der Exponate war nicht durchgängig. Sie hatte Lücken. Vermutlich hatten einige Einlieferer ihre Bilder wieder zurückgezogen. Die Nummer *104* jedenfalls war noch frei.

Pierre langte in seine Tasche, nahm einen selbstklebenden Zettel heraus, malte die Nummer *104* darauf und drückte ihn wie bei allen anderen

Ausstellungsstücken an den Rahmen seines Bildes. - Dann wandte er sich betont lässig dem Ausgang zu, grüßte die neue Dame dort besonders freundlich und fuhr zufrieden mit sich und der Welt nach Hause.

Die Auktion begann um 11 Uhr. Die Kunstkenner der Region, aber auch solche aus Paris, die in den kleineren Städten des Landes stets ihre Schnäppchen zu finden hoffen, hatten es sich auf den heruntergekommenen Sesseln des Veranstalters bequem gemacht und parlierten ein bisschen nach rechts und nach links.

Pierre hatte die Bieternummer 123.

Der Auktionator begann mit seiner Arbeit. Nach ein paar freundlichen Begrüßungsworten rief er Los für Los auf. Assistenten schleppten die Bilder von den Stellwänden vor seinen Tisch, hoben sie in die Höhe und zeigten sie dem Publikum.

Bis zur Nummer 100 hatte man sich „eingeschossen“. Es lief wie am Schnürchen. Der Auktionator war ein beredter Mann, der zu jedem Bild etwas sagen konnte – zur Biografie des Künstlers, seiner Technik, zum Entstehungsjahr des Bildes, vor allem aber zu dem so besonders günstigen Preis des Werkes!

Die Assistenten hatten die Wände um Pierres Bild leer geräumt. Gerade war die Nummer 103 für 850 Euro an den Bieter mit der Nummer 83 gegangen. Sie nahmen die 104 von der Wand und trugen sie zum Tisch des Auktionators.

„104“ raunten sie ihm zu.

Der Auktionator schaute auf seine Unterlagen. 104 hatte er nicht in seiner Liste! Zu der 104 gehörte kein Bild! Ein Fehler? Konnte er einfach darüber hinweggehen? Vielleicht war der Einlieferer ein wichtiger Kunde?! Er würde wenig begeistert sein, wenn sein Bild *nicht* angeboten würde.

„Drehen Sie das Werk 'mal zu mir herum, meine Herren!“, forderte der Auktionator die Assistenten auf und beugte sich weit über den Tisch nach vorne, um

Sujet und Signatur besser erkennen zu können. - Das Bild sagte ihm nichts!

„Ich bitte um Nachsicht, meine Damen und Herren“, hüstelte er nervös. „Die Nummer 104 muss uns beim Druck der Unterlagen durchgerutscht sein.“

Er beugte sich noch einmal über das Bild. Die Angst vor dem Kunden verdrängte seine Zweifel: „Ach ja, natürlich, klar, das hätte ich doch sofort erkennen müssen!“, rief er plötzlich mit fester Stimme in den Raum, „das ist doch *ein Benet*, ein echter Benet – und sogar ein ganz typischer! Eine seiner Hafenszenen! - Was für ein Licht auf den Segeln! *Signac* hätte es nicht besser malen können! Ein großartiges Werk!“ Er zögerte eine Sekunde: „Das Mindestgebot für dieses Meisterwerk liegt bei - bei 500 Euro! Wer möchte dieses wunderbare Werk für diesen lächerlichen Preis erwerben?“ Geradezu herausfordernd schaute er in den Saal.

Niemand rührte sich. Das Bild war nicht im Katalog, nicht auf der Liste, dieses Werk kam völlig überraschend.

„500 Euro - niemand?“ Der Auktionator legte zweifelnd seine Stirn in Falten und gab den Assistenten ein Zeichen, das Bild noch einmal deutlich höher zu

heben, um es dem Saal zu zeigen.

Etwas unsicher hob Pierre seine Bieternummer. Blitzartig wandte sich der Auktionator in seine Richtung und zeigte mit dem Auktionshammer entschieden in seine Richtung.

„Aha, dort, die Nummer 123 – 500 Euro!“

Ein Raunen ging durch die versammelten Bieter. Es tat sich Ungewöhnliches. Man schaute sich gegenseitig fast herausfordernd an.

„600!“, rief ein Herr in mausgrauem Anzug in die spannungsvolle Stille. Pierre erkannte ihn sofort als jenen Galeristen, der ihn vor knapp vier Wochen sehr entschieden aus seiner Galerie komplimentiert hatte.

Etwas mutiger hob Pierre erneut seine Bieternummer in die Höhe. „650!“, rief er provokant.

„700!“, erwiderte der Galerist unverzüglich, fast ein wenig hektisch.

„800 Euro!“, schaltete sich nun eine Dame mit der Bieternummer 66 ein, die 750 schon einmal überspringend, und schaute siegesgewiss zu dem Herrn im mausgrauen Anzug hinüber.

„900“, schlug der zurück. Triumph blitzte aus seinen Augen.

Der Auktionator hatte Mühe zu folgen.

„1100 - die Nummer 123!“

„1300 – die 66!“

„1400 – die 123!“

„1500 – die 66!“

„1600 -!“

Bei 3500 Euro spitzte sich die Sache zu. Es waren nur noch Pierre und die Nummer 66 im Rennen. Die anderen beobachteten den Bieterkampf mit gespannter Aufmerksamkeit.

Theatralisch sprang Pierre von seinem Stuhl auf:

„3700 Euro!“, rief er in den Raum. „3700 Euro für dieses Bild!“

Schweigen im Saal. Kein Ton, keine Bewegung. Kein Zeichen von Bieternummer 66. Kein weiteres Gebot!

Pierre ließ sich auf seinen Stuhl fallen. Kalter Schweiß lief ihm den Rücken hinunter. 37 Euro hatte er vielleicht gerade noch in der Tasche, *3700 Euro nie* in seinem Leben besessen. Wenn die 66 nicht noch einmal überbot, erhielt er den Zuschlag! Seine Hände zitterten, sein Blick trübte sich.

„3700 – zum Ersten, 3700 Euro zum Zweiten, 3700 zum“ Der Auktionator hob den kleinen Hammer ...

„4000! Viertausend Euro!“, schrie die Dame mit der Nummer 66 in den Saal, und schaute so triumphierend zu Pierre hinüber, als habe sie soeben eine Wanze auf dem Boden mit dem Fuß zertreten.

Pierre wandte sich in ihre Richtung und zuckte gönnerisch mit den Achseln.

„Madame, Sie haben es sich verdient!“, rief er durch den Saal, „Sie haben es sich wirklich verdient!“

„Also 4000 Euro für den *Benet*“, hielt der Auktionator laut und deutlich fest.

„Dann will ich das mal notieren.“ - *Wenn ich den ausgelassen hätte!*

Pierre verließ den Saal auf wachweichen Beinen.

Bieterin 66 eilte zur Kasse.

„*Madame*“, piepste die Kassiererin. „Wir haben ein echtes Problem. Wir wissen nicht, an wen wir den Kaufpreis auskehren sollen. Der Einlieferer des Bildes mit der Nummer 104 ist uns völlig unbekannt! Wir haben uns gerade noch fieberhaft bemüht, ihn herauszufinden. Es ist uns nicht gelungen. Bitte, haben Sie Verständnis, aber wir können Ihnen das Bild nicht überlassen. Entschuldigen Sie, bitte, unseren Fehler!“

„Das ist stark, *Madame*“, zischte die Nummer 66, „so etwas ist mir noch nie passiert! Aber bitte! - Ich empfehle Ihnen, vor dem nächsten Termin erst einmal Ihren Laden in Ordnung zu bringen!“ Entschieden knipste sie ihre Handtasche zu und verließ grußlos den Raum. In dieses Haus würde sie keinen Fuß mehr setzen. Das war sicher!

„Verzeihen Sie!“ Pierre hatte sich unbemerkt in den Kassenraum geschoben. „War das da gerade nicht *Madame Le Goff* von der Galerie „*Blanc*“ in Rennes?“, fragte er die noch immer sprachlose Kassiererin.

„Absolut nicht, Monsieur, die hätte sich nie gewagt, so heftig zu werden. Nein, das war *Madame Bourdou* von der Galerie „*Art contemporain*“ in Paris. Sie kommt – *kam*, muss ich jetzt wohl sagen, zu allen unsren Versteigerungen“, fügte sie achselzuckend hinzu. „Ich kann es mir einfach nicht erklären, wie uns diese Panne unterlaufen konnte!“

Pierre verabschiedete sich und verschwand.

Madame Bourdou staunte nicht schlecht, als sie wenige Tage später Pierre beim Betreten ihrer eleganten Pariser Galerie erkannte.

„Na, Monsieur, wollen Sie den *Benet* für 5000 Euro kaufen?“, scherzte sie.

„Keineswegs, *Madame*“, lachte Pierre zurück. „Den müssen wir wohl *beide* abschreiben. Das Auktionshaus hat ihn vermutlich schon vernichtet. - Aber, wenn Sie wollen, *Madame*, kann ich Ihnen jede Mende anderer *Benets* anbieten – in noch besserer Qualität und vor allem, jedenfalls für Sie, zu einem wesentlich geringeren Preis! Ich habe mein Atelier voll von *Benets*!“

Madame Bourdou fiel es wie Schuppen von den Augen.

„Sie *sind Benet!*“, rief sie, „jetzt verstehe ich! - Mensch, die Nummer in Brest war echt Spitze! Wenn Ihre anderen Bilder auch nur annähernd so gut sind wie das auf der Auktion und dieser Auftritt, brauchen Sie sich keine andere Galerie mehr zu suchen! Ich kann's ja nachvollziehen: Manchmal muss man sich echt etwas einfallen lassen.“

Und nun haben Sie ja wirklich Ihren *Code!*“

Der Kopist

Pierre Duchamps war gelernter Bäcker. Im Laufe der Jahre hatte er sich zum *Patissier*, *Glacier* und *Traiteur* fortgebildet und den kleinen Laden seines Vaters zu einem der führenden Geschäfte für die besseren Kunden in *Lyon* gemacht. Er stand jeden Morgen um zwei Uhr auf und schloss das Geschäft niemals vor zweiundzwanzig Uhr. Im Laufe der Jahre verdiente er *Millionen!*

Pierre war der einzige Handwerker seines Clans – von den Eltern einmal abgesehen. Seine Onkel und Tanten, Nichten und Neffen, Cousins und Cousinen waren Ärzte, Ingenieure oder selbstständige Unternehmer, allerdings nicht halb so reich wie er. Duchamps Tochter hatte es bis zu einer der bekanntesten Fernsehmoderatorinnen gebracht, sein Sohn *Jacques* führte ein renommiertes Hotel-Restaurant in einem Seebad an der Küste.

Duchamps hatte sich schon immer für die Malerei interessiert. Erst hatte er die Schaufenster der Galerien seines Viertels inspiziert, dann die in den angrenzenden Stadtteilen. Als er auch die kannte, hatte er begonnen, sich den Museen zu nähern und schließlich sogar gewagt, sie auch zu betreten. Allmählich kannte er sich in der Malerei recht gut aus.

Wenn seine Frau es nicht merkte, kaufte er auch schon einmal ein Bild und ließ es heimlich in einem Raum hinter der Backstube verschwinden. Allerdings musste es sich dabei schon um ein günstiges Angebot handeln, denn schließlich war er Kaufmann und Familienvorstand, dem die finanzielle Absicherung der Kinder und Enkel im Vordergrund zu stehen hatte.

Nach genau vierzig Jahren emsiger beruflicher Tätigkeit verkaufte er sein Geschäft und zog in ein stattliches Anwesen am Meer – unweit vom Betrieb seines Sohnes. Dort sollte das wahre Leben beginnen.

Es dauerte kein Jahr, bevor Duchamps begann, sich zu langweilen. Eine Putzfrau säuberte das Haus, ein Gärtner pflegte den Park, ein Monteur das Auto. - In den Ferienmonaten kamen die Enkelkinder, um die sich seine Frau kümmerte. Was gab es da für ihn zu tun?

Er starrte aufs Meer und war unglücklich.

Bei einer der wenigen Malereiausstellungen, die die nahe Kleinstadt bot, lernte er *Paul Breit* kennen, einen Deutschen, der sich - ebenfalls Pensionär - aufs Land, nach Frankreich, zurückgezogen hatte, um sich dort ganz *seiner* Lust, der Malerei, zu widmen. Breits Bilder gefielen Duchamps. Er kaufte gleich zwei davon – heimlich.

Man kam ins Gespräch. Duchamps lud Breit zu sich nach Hause ein. Man redete über die Kunst, die Malerei. Duchamps zeigte Breit einen verschmierten Tuschkasten und einen Block mit Zeichnungen und unfertigen Aquarellen. Dann erklärte er ihm den Frust seines jetzigen Lebens: Er wolle

malen, sagte er, nur, er wisse nicht, wie man das mache. „Ich würde so gern Pferde zeichnen, aber ich schaffe es nicht, dass sie nicht wie Elefanten aussehen! Ich möchte das Meer malen, aber am Ende kommt eine grünblaue Wiese dabei heraus. Ich brauche ein Violett und weiß nicht, wie man das anmischt. Es ist schrecklich!“

Breit empfahl ihm, eine Ecke seines großen Hauses zum Atelier zu machen und dort unbeobachtet von allen so lange zu experimentieren, bis es ihm gelinge, das zu malen, was er malen *wolle*. So schwierig sei das nun auch nicht, es brauche einfach Zeit und Geduld.

Kurzer Hand baute Duchamps das Dachgeschoss seines Hauses zu einem luxuriösen Atelier um und stattete es mit allem aus, wovon jeder Kunststudent nur träumen kann: einer fahrbaren Staffelei beträchtlicher Größe, kippbaren Zeichentischen, Schubladenschränken, Regalen und Ablagen. Er kaufte Wasser-, Öl- und Acrylfarben in jeder Menge und Abstufung, Dutzende von Pinseln und Leinwände, kleine, mittlere und so große, dass man damit eine ganze Wand hätte bedecken können.

Jeden Tag ging er ins Atelier und malte. Aber er machte kaum Fortschritte. Die Zeichnungen blieben dilettantisch, die Kompositionen mangelhaft, die Farben grell und schmutzig. Bei manchen seiner Bilder musste man die Augen zusammenkneifen, um nicht zu erblinden.

„Hilf mir, Paul“, flehte er Breit eines Tages an, „zeig mir, wie es geht! Ich komme nicht weiter.“

Breit unterbrach seine eigene Arbeit und stieg mit Duchamps in dessen Atelier hinauf. Erst erklärte er ihm die Theorie, dann rührte er ihm die Farben an. Anfänglich übermalte er die krassesten Fehler auf Duchamps verschmierten Leinwänden, dann ganze Partien, und als auch das nichts brachte, weil das nächste Bild aussah wie das nicht korrigierte zuvor, malte er bald so viel an Duchamps Bildern herum, dass am Ende davon nicht mehr übrig blieb als die Grundierung – die Duchamps nach Breits Anweisung ausgeführt hatte.

Duchamps saß hinter seinem neuen Freund, beobachtete ihn, wie er malte, strahlte vor Glück und

setzte nach getaner Arbeit – nach *Breits* getaner Arbeit – ungeniert seinen Namen unter das fertige Werk – schließlich hatte ja er die Leinwand und die Farben gekauft und bezahlt.

Breit ließ es geschehen. Zwar ärgerte ihn Duchamps Unverfrorenheit. Da die Bilder aber in dessen Atelier blieben, war es ihm letztlich gleichgültig, wessen Name darunter stand. *Er* wusste genau, von wem was stammte.

Das erste Bild *dieser* Art entdeckte Breit in Duchamps Atelier, als er hinter dem Zeichentisch nach einem heruntergefallenen Farbtubendeckel suchte.

„Die Brücke von Pontoise“, ein Bild von *Maurice Vlaminck* – in Duchamps'scher Fassung. Offensichtlich eine Kopie, die dem Original zumindest irgendwie ähnlich sah – wenn man von den schreienden Farben, der mangelhaften Perspektive und den verdrehten Formen der Brücke und der Häuser im Hintergrund absah.

Neugierig zog Breit es hinter dem Tisch hervor.

„Ach ja, das wollte ich dir sowieso zeigen“. Duchamps nahm Breit das Bild